**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** - (1931)
**Heft:** 5

**Artikel:** Das Hackmesser : Novelle
**Autor:** Larbaud, Valery
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-853374

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Das Hackmesser

*Novelle von Valery Larbaud*

Deutsch von Olga Sigall

André Gide zugeeignet.

## I.

Gegen zwei Uhr nachmittags gehen die Herren hinunter in den Garten, vor dem Hause, um dort zu rauchen. Es sind Standespersonen, Herren aus Paris; unter ihnen befindet sich ein Präfekt und ein Senator. Sie sitzen auf den grünen Bänken, haben die Beine übereinander geschlagen und ihre Zigarre genießend, lassen sie sich einlullen von der drückenden Stille des Landes, sechzehn Kilometer weit von jedem Dorfe.

Unter dem Augusthimmel breiten die Felder hinter dem Garten sich aus. Erst breiten sie sich aus, und dann erklettern sie den gegenüberliegenden Hügel, der den Ausblick von dieser Seite abschließt. Auf dem Rücken des Hügels ist ein Gehöft, ein langes, weißes Gebäude mit braunem Dach; es scheint nicht größer als eine Zeichnung in einem Buche, mit dem weißen Himmel als Hintergrund.

« Dieses Gehöft liegt außerhalb meines Besitzes », sagt Herr Raby zu seinen Gästen. Er ist bescheiden; man kann nicht alles besitzen.

Devincet, der Pächter, lacht behäbig. Dann spricht er, wobei er häufig mit seiner dicken Hand über seinen Mund fährt, eine Bewegung, die seinen Worten Nachdruck verleiht.

« Herr Raby wird's haben, das Gehöft, wann er will. Bei dem Leben, das er führt: Moulins, und das Spiel im Winter. Riveclaire, und mit Verlaub zu sagen, im Sommer die Frauenzimmer, da wird Grenets Sohn bald alles durchgebracht haben. Keine Eile, Herr Raby, bevor zwei Jahre um sind, haben Sie alles für ein Butterbrot. »

« Es scheint schon mit Hypotheken belastet zu sein », murmelt Herr Raby.

Emile Raby, der am neunundzwanzigsten dieses Monats August acht Jahre alt wird und der die Tage zählt, als ob dieser Zeitpunkt sein Leben von Grund auf verändern würde, – « Milou » – wendet sich an Devincet:

« Hör mal! Ich werde dieses Gehöft mit meinen Goldstücken kaufen, nächste Woche; dann bin ich großjährig. »

Er ist gereizt, weil man ihn nicht beachtet, und die Stimme Devincets erregt seinen Zorn. Er verabscheut diesen schwerfälligen Mann mit den dicken, roten Backen. Er sucht nach einer Beleidigung, die er ihm an den Kopf werfen könnte. Er findet keine und fühlt sich erdrückt durch die Schwerfälligkeit Devincets und durch den Ernst der um ihn her geführten Gespräche; diese Geldfragen, die er nicht verstehen kann, die hinausgehen über – da, gerade in dem Augenblick, in dem er jede Hoffnung aufgab, hat er etwas gefunden:

«Wenn ich groß bin, mache ich es wie der Sohn von Grenet, ich verklopfe alles. Und ich werde auf dem Stroh sterben!»

Daneben geschossen! Devincet läßt sein falsches Lachen erschallen; er findet Herrn Emile sehr komisch. Aber der Pfeil ist nicht umsonst verschossen; Herr Raby setzt seine bekümmerte Miene auf. Milou freut sich; es ist ihm geglückt seinem Vater Verdruß zu bereiten. – Warum sprechen aber auch er und seine Freunde beständig von diesen unbekannten und häßlichen Dingen, wie Viehpacht, Nießbrauch, Vertrag, Hypotheken? Und der Ton, in dem die Erwachsenen diese Worte in ihrer Eigensprache vortragen! Milou möchte diese Herren ohrfeigen. – Der Nießbrauch ist ein Apfel, der ins Gras gefallen ist und ganz verschrumpelt und rissig im Novemberregen fault. Die Hypotheken sind scheußliche, schwarze Gerüste, die man vor den weißen Hausfassaden errichtet.

Milou beschließt niemals mehr auf das zu hören, was die großen Leute sagen. Er rutscht ein wenig beiseite auf der Bank, auf der er sitzt, um Dembat und der kleinen Rose Platz zu machen, die keine sichtbaren Wesen sind, aber der Teilnahme weit würdiger, als Devincet und alle Freunde von Papa.

Dembat ist noch viel mehr als der Herzensfreund und Bruder Milous. Er ist Milou selbst, doch unsichtbar und erwachsen, losgelöst von der Wirklichkeit und in die Zukunft versetzt. Dembat durchstreift alle Länder, die man auf den Karten und in den Büchern des Oberstleutnants Gallieni findet. (Milou mag Jules Verne nicht, weil es nicht wirklich geschehen ist.) Dembat ist ein Mann der Tat, er will sehen, wie die Welt beschaffen ist. Er hat einen weißen Helm auf dem Kopf; er rückt vor durch das Futa-Djalon; er sucht die Länder der Puls und der Tukulörs auf. Viermal schon hat man ihn den Lauf des Nigers in einer Dampfschaluppe hinauffahren sehen, mit nur weni-

gen Laptoten und senegambischen Schützen als Bedeckung. Der breite, gewölbte Rücken des Flusses windet sich langsam zwischen den fernen, von Palmen, Gummibäumen und Schlingpflanzen bedeckten Ufern. Und verloren im Widerschein des Sonnenlichtes auf dem Wasser, treibt das kleine Fahrzeug mit wehender französischer Flagge unbekannten Einöden entgegen.

Die kleine Rose ist jenes Mädchen (ungefähr im gleichem Alter wie Milou), das ein Araber aus Rachsucht ihren Eltern geraubt hat. Sie ist aus dem Araberdorf entflohen, aber als sie sich dem französischen Lager näherte, hat die Schildwache Feuer gegeben, und das kleine Mädchen stürzte mit zerschmettertem Arm ohnmächtig hin. Sie ist hellblond und sehr zart. Sie sieht ein wenig einer kleinen Schwedin ähnlich, die Milou letzten Sommer bei den Kinderbällen in Riveclaire gesehen hat. Ihr zerschossener Arm schmerzt sie noch. Aber Milou und Dembat haben sie bei sich aufgenommen und beschützen sie, und sie ist beinahe nicht mehr unglücklich.

Für einen Augenblick verlassen Milou und Dembat und die kleine Rose Afrika und streifen in den Wäldern herum, die man von der Freitreppe von Lespinasse aus sieht. Es ist ein Winkel des Bourbonnais, des mildesten Landstrichs von Frankreich. Die Reihe der bewaldeten Hügel bricht ab, und die Anhöhe, auf der Fleuriel liegt, füllt den Zwischenraum im Hintergrunde aus; man sieht den Glockenturm von Fleuriel und das Pfarrhaus. Und weiter hinten erstreckt sich ein weites, zartblaues Land, wo bei Sonnenuntergang bisweilen die Fenster von Charroux funkeln. Milou und seine unsichtbaren Gefährten versetzen sich an den Waldsaum, unterhalb von Fleuriel. Sie lassen sich im Schatten, am Rande des Weges nieder, den man sieht. Die Kühle des Waldes trägt ein Windhauch ihnen zu. Sie atmen sie ein... Dann, mit einem Male, kehrt Milou zurück zu der Bank, auf der sein Körper sitzen blieb. Dembat und die kleine Rose entfernen sich (nach Afrika höchstwahrscheinlich). Milou merkt, daß er sich langweilt und geht in das Haus zurück, um seine Großmutter, Frau Saurin, aufzusuchen.

## II.

Er findet sie im Speisezimmer sitzen, nahe am Fenster, an einem Platze, von dem aus sie alles beobachten kann, was im Hof, in der Küche und im Umkreis der Wirtschaftsräume vorgeht. Sie beaufsichtigt ihre Dienstboten. Aber besonders zufrieden wäre sie, einen der Dienstboten

von Frau Raby auf einem Fehler zu ertappen. « Liebe Tochter, du hältst deine Leute nicht in Zucht », würde sie dann sagen können.

Sie bewohnt Lespinasse das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme von zwei Wintermonaten, die sie bei den Rabys in Montluçon verbringt, wo Herr Raby seine große Fabrik landwirtschaftlicher Geräte hat. Ihre eigenen Dienstboten sind Leute vom Land, während die ihres Schwiegersohns städtische Dienstboten sind, « und es gibt kein ärgeres Gesindel », sagt Frau Saurin. In ihrem Lehnstuhl sitzend, den sie gut ausfüllt, behält sie alles im Auge, was in der Küche vorgeht.

Milou springt auf den Arm des Lehnstuhls und legt sich ohne Umstände auf den Schoß seiner Großmutter lang hin. Sie ist von der ganzen Familie diejenige, die er am meisten liebt. Denn in dieser Frau von zweiundsechzig Jahren steckt mehr Heiterkeit als in Frau Raby, die verbraucht ist durch Wirtschaftsorgen, durch die Herrschaft, die ihr Mann über sie ausübt, und durch etwas Unverständliches und Langweiliges, das sie « die Pflicht » nennt. Im Gegensatz dazu ist die Großmama Saurin, wie ihre Umgebung sagt, eine Frau aus einem Guß. Sie spricht laut, behauptet und entscheidet, schwankt niemals. Und sie hat eine kräftige Sprache, reich an volkstümlichen Ausdrücken, die sie mit Absicht anzuführen pflegt.

Ihre Urteile sind unumstößlich: « Dieses Mädchen hat ein Kind vor ihrer Hochzeit gehabt. Das ist eine Schweinerei. » Der Krieg hat seine Spur in ihr hinterlassen; sie nennt die Kothaufen, die am Fuß der Mauern liegen, « Preußen ». Auf ihren Spaziergängen sagt sie zu Milou: « Gib acht, du wirst auf einen Preußen treten. »

Das Kind schließt sich unwillkürlich diesem von Sicherheit erfüllten Geist, dieser unverfälschten Natur an. Gewiß, sie gehört nicht seiner Fantasiewelt an; keine der Personen der sinnlichen Welt, des alltäglichen Lebens, ist bisher noch emporgestiegen zu der unsichtbaren Welt Milous, zu dem erdichteten Leben. Es sind zwei völlig getrennte Welten, und ungeachtet der Zuneigung, die Frau Saurin ihrem Enkel bezeigt, wird sie nie der Ehre teilhaftig sein, den Unsichtbaren vorgestellt zu werden. Bei dem Gedanken, den Namen Dembats vor seiner Großmutter auszusprechen, wird es Milou ganz schwindlig.

Nichtsdestoweniger schafft er sich durch Frau Saurin Freuden, die der ihm eigenen Welt zugehören. Beispielsweise bittet er sie Lieder zu singen, auf deren Worte er nicht achtet, deren Musik aber die Erscheinungen seiner verborgenen Welt begleitet.

Frau Saurin kennt viele Lieder, die ihrer Zeit, die von Béranger und

die politischen Kehrreime, die Herr Saurin liebte. « Meiner Zeline armer Liebster... », « Hoho! ihr Lämmlein klein », « Die Herren Studenten, sie gehen zur Hütte... », «Voltaire, Gott der Vernünftigkeit...» usf.

« Großmütterchen, singe mir was! Du weißt, die Jesuiten? »

Frau Saurin beginnt mit einer festen Stimme zu singen, wobei sie die Fenster der Küche nicht aus den Augen verliert. Und auf dem Kamin hören die Büsten von Rousseau und Voltaire zu:

Ein Papst hat uns verbannt,
Er starb an Bauchweh; der nächste
Holt uns zurück ins Land...

Oh! die schöne, heroische Musik, nach der Fantasias von Reitern in goldenen Rüstungen herumwirbeln, in einem Lande, wo weder der Marquis de Morès noch Mison bisher waren, in einem dieser Länder, die die Geographen mit den Worten « unerforschtes Land » bezeichnen, was für Milou « unerforschtes Vaterland » bedeutet! Das Lied endet allzu schnell.

« Genug, laß mich nachsehen, was sie in der Küche treiben », sagt Frau Saurin. « Und du, such die Julia auf, die im Vorzimmer arbeitet. »

## III.

Er findet Julia Devincet im kleinen Wohnzimmer. Sie sitzt auf dem besten Lehnstuhl und flickt die Socken ihres Vaters. Julia, die Tochter des Pächters, ist ein zwölfjähriges, für ihr Alter kräftiges Mädel, braun, mit schönen, schwarzen Augen und dicken, rosigen Wangen. Nach dem Tode ihrer Mutter vertraute ihr Vater sie für drei Jahre Verwandten an, die in Südfrankreich lebten. Julia Devincet hat von diesem Aufenthalt einen ganz leichten gascognischen Akzent zurückbehalten und gute Manieren; so gebraucht sie niemals ein einziges bourbonnäsisches Wort, ausgenommen dann, wenn sie sich über die von ihr verachteten Einheimischen lustig machen will. Aber sie spricht höflich mit jedermann und vernünftig wie eine kleine Madame. Sie vergißt nie guten Tag zu sagen, noch sich nach dem Befinden zu erkundigen. Jedes Jahr zu den großen Ferien kann sie Herrn Raby sieben bis acht neue Fabeln aufsagen.

Frau Saurin, nach deren Ansicht sie das harmloseste und artigste kleine Mädchen auf der Welt ist, behält sie während der zwei Ferienmonate in Lespinasse, beköstigt sie, kleidet sie, und beschenkt sie. Zum

Dank dafür bessert Julia etwas Wäsche aus, horcht Frau Saurin zu Gefallen die Dienstboten aus und leistet Herrn Emile Gesellschaft, den zu beaufsichtigen sie die Aufgabe hat. Augenblicklich gibt sie sich den Anschein die Strümpfe von Frau Saurin zu stopfen.

«Ach, ich habe mich nach Ihnen gesehnt!... Weiß Herr Emile das Neuste? Nein... Hören Sie, ich zerreiße Herrn Emiles Abzeichen.»

«Was für ein Abzeichen? Du hast wieder einen Blödsinn ausgeheckt, um mich zu ärgern, abscheuliche Julia.»

«Armer Herr Emile, wie unglücklich er ist! Die abscheuliche Julia zerreißt sein Abzeichen. Ich verkünde Ihnen hiermit, daß Lespinasse ein neues Schäfermädchen besitzt. Es heißt Justine, ist elf Jahre alt und ist ein Bankert. Die Mutter hat sich herumgetrieben, und sie ist bettelarm, so sehr, daß beide sich bei der Messe nur einen Stuhl nehmen und auf diese Weise nur halb sitzen. Die Mutter ist Magd in La Feline. Diese Justine ist ein richtiger Pechvogel. Sie hat soviel Unglück durchgemacht, daß es rein komisch ist. Stellen Sie sich vor, sie diente bei einem Alten, der sie durchbleute und ihr nicht genug zu essen gab. Sie war immer krank, und er hielt sie trotzdem zur Arbeit an. Einmal hatte sie den Strick der bösartigen Kuh um ihren Arm gewickelt; sie ist durch das Brombeergestrüpp und durch das Gehölz geschleift worden, zwanzig Minuten lang. Man hat sie blutüberströmt nach dem Gehöft zurückgebracht. Ein andermal, als sie Rebpfähle mit einem Hackmesser zuschnitt, hat sie sich an der linken Hand einen tiefen Einschnitt gemacht. Kurz und gut, sie hat so viel erlebt an Schmerzen, Mißgeschicken und Unglücksfällen, daß ich sie nicht ansehen kann, ohne zu lachen. Wahrhaftig, wenn ich bloß daran denke, schüttle ich mich aus vor Lachen, kugele mich, berste noch vor Lachen. Herr Emile, soll ich mich vor Ihnen auf dem Teppich wälzen?»

«Nein, ich kann es nicht leiden, wenn du Hund spielst.»

«Bedaure aufrichtig!»

Julia legt ihre Arbeit auf den Tisch, hebt ihre Arme über den Kopf und reckt sich so sehr sie kann, wobei sie ein «Uff» ausstößt. «Ich mopse mich!» Dann fängt sie lebhaft von neuem an:

«Um auf den Bankert zurückzukommen, das Fräulein Justine von Hackmesser, da ist mir etwas eingefallen, das Sie belustigen wird; wenn wir es darauf anlegten, sie noch unglücklicher zu machen, ihre Sachen zu stibitzen, sie von der gnädigen Frau ausschelten zu lassen, ihre Eßportion den Katzen zu geben?»

«Ja, das wollen wir, machen wir ihr das Leben unerträglich.»

Milou, dem es Vergnügen macht, die kleinen Hunde seiner Großmutter zu plagen, ist hocherfreut bei dem Gedanken, ein Mädchen als Zielscheibe zu haben.

« Und Sie werden der Anführer sein, Herr Emile; sie wird es nicht wagen, sich über den Sohn der Herrschaft zu beschweren. Morgen fangen wir mit der Quälerei an; ich werde Ihnen sagen, was Sie tun sollen. Und jetzt wollen wir auf dem Sofa springen, so lange wir allein sind. Ihre Großmutter hat neue Sprungfedern einsetzen lassen. Kommen Sie! »

« Du weißt genau, Großmama will nicht, daß man auf dem Sofa herumhopst. »

« Ich werde Sie warnen, sobald ich sie höre. »

Und sie hilft Milou auf das Sofa zu steigen, auf dem sie schon aufrecht steht. Sie beginnen damit, sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Sprungfedern zu stemmen, die zuerst zusammenschrumpfen, dann in die Höhe gehend emporschnellen. Sie beschleunigen die Bewegung. Eins, zwei. Bald steigen und sinken sie im Takt, die Arme an den Körper gedrückt, ganz gerade und ganz steif, wie Hampelmänner in einer Schießbude. Sie fliegen, sie schweben. Unter ihnen kracht und bebt das Möbelstück in allen Fugen. Ganz gewiß wird eine Sprungfeder platzen. Aber Milou, der den Kopf verloren hat, ist gegen all das ganz gleichgültig. Er hat die Erde verlassen.

Mit einem Male klettert Julia herunter und kniet auf dem Teppich vor ihm nieder. Er ist mit der Frage, was das zu bedeuten hat, noch nicht fertig, da öffnet sich die Tür – starr vor Empörung angesichts dieses Ungehorsams bleibt Frau Saurin auf der Türschwelle stehen. Julia läuft schluchzend auf sie zu:

« Gnädige Frau, eine halbe Stunde schon bitte ich Herrn Emile vom Sofa herunterzusteigen, und er hört nicht auf mich. Sehen Sie, ich bin vor ihm niedergekniet, um ihn anzuflehen. »

« Lügnerin! Lügnerin! Und sie tut, als ob sie weint! » schreit Milou, der auf dem Sofa stehengeblieben ist.

« Still, wirst du gleich herunter? » fragt Frau Saurin. « Kleiner Nichtsnutz! »

«Ach, meine gute Herrin, zanken Sie ihn nicht zu sehr aus », gurrt Julia unter Tränen. Sie küßt Frau Saurin die Hände.

Der schlimme Moment ist bald überstanden; Großmama zankt ein wenig. Milou umarmt sie in aufrichtiger Reue. Und sie entfernt sich, indes die Seele des Kanapees sich beruhigt.

« Julia, mein liebes Kind, ich beauftrage dich auf Herrn Emile aufzupassen, und wenn er nicht artig ist, melde es mir. »

Der Blick Milous wählt auf den nackten Beinen Julias die Stelle aus, wohin er einen kräftigen Fußtritt versetzen wird; da, vorn, auf dem Knochen, das tut sehr weh. Aber Julia nähert sich ihm, die Hände über dem Herzen gefaltet, die Augen in Tränen schwimmend:

« Oh, Herr Emile, schlagen Sie mich nicht; geben Sie mir keine solchen Fußtritte mehr, an denen ich sterben würde. Wenn Sie mich anrühren, töte ich mich; sehen Sie, ich stoße mir mein Federmesser ins Herz! Ich kann es nicht ertragen, mißhandelt zu werden. Schließlich, was habe ich Ihnen Böses getan? Ich habe Sie gewarnt, als ich die gnädige Frau kommen hörte. Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie mich nicht verstanden haben. »

Milou würde weinen, wenn er sich nicht schämte vor einem Mädchen zu weinen. Das Bewußtsein eine große Ungerechtigkeit erlitten zu haben, drückt ihn nieder. Er, so groß und immer siegreich in der unsichtbaren Welt!

« Herr Emile, seien Sie gut. Auf den Knien bitte ich Sie um Verzeihung. Sie verzeihen mir? Ja. Ach, wie froh bin ich; niemals mehr werde ich Sie in Wut bringen. Kommen Sie, ich trage Sie huckepack. Klettern Sie auf meinen Rücken. Ihre Arme um meinen Hals, so, fürchten Sie nicht mir wehe zu tun, halten Sie sich fest an mir. Jetzt können Sie puffen. Ich habe es gern mißhandelt zu werden. Aber ziehen Sie mich nicht an den Haaren. Huckepack! Huckepack! Sie sind nicht schwer, wahrhaftig! Ich glaube, bei allem Reichtum Ihres Vaters, werden Sie es nicht lange machen, mein armes Würmchen! »

## IV.

Die Hängelampe im Speisezimmer der Herrschaften ist angesteckt. Aber durch die Spalten der Fensterläden zeigt ein bläuliches Licht, daß draußen über dem Garten und über den Feldern der Tag noch anhält. Die unbedeckte Suppenschüssel dampft inmitten des Tisches. Herr Raby sagt dem Diener:

« Peter, rufen Sie das neue Schäfermädchen her. »

Die Gäste von Lespinasse werden einen kleinen Spaß haben. Die Türe öffnet sich.

« Sie ist niedlich, die Kleine », sagt der Herr Senator. Durch den Dampf hindurch, der aus der Suppenschüssel steigt, erblickt Milou ein blondes Wesen mit kurz geschnittenem, glattem Haar (man muß wahrhaftig nach ihrer Schürze und ihrem Rock sehen, um sicher zu sein, daß es ein Mädchen ist).

Ihre Augen sind blau, ihre Nase ist breit und ein bißchen lang, und auf ihren Backen sind Sommersprossen. Ihre kleinen, roten Hände hat sie artig auf ihrer blauweiß gewürfelten Schürze ineinandergelegt.

Milou betrachtet diese Hände, und er entdeckt darauf die von dem Hackmesser herrührende tiefe Narbe. Übrigens, Justines ganze kleine Person erinnert auf den ersten Blick an ihre Leiden und an das schwere Leben der kleinen Hütermädchen. Sie ist bemüht ihr Elend hinter einem scheuen und sanften Lächeln zu verbergen; aber ihr Elend bleibt trotzdem sichtbar und umstrahlt sie wie ein Glorienschein. Und sogleich, ehe sie noch ein Wort gesprochen hat, dringt Justine in die erdachte Welt Milous ein, zu Dembat und der kleinen Rose. Hat sie nicht gelitten wie die kleine Rose? (Und bei ihr, wenigstens, ist es wirklich geschehen.) Du leidest und niemand liebt dich, und immer spricht man hart mit dir. Darum werde ich dir entgegengehen und werde dich bei der Hand nehmen und werde dich zu dem besten Platz geleiten, neben meinem Thron, in das Land, in dem ich König bin. »

«Wo kümmst du her, min Deern? » fragt Herr Raby, um zu zeigen, daß er Dialekt kann.

Justine antwortet, daß sie aus Ygrande ist. Frau Saurin richtet ihre scharfen Augen auf sie:

« Hast du mehr Appetit als frommen Sinn? » fragt sie.

Wenn an die Person, die wir am meisten lieben, eine Frage gestellt wird, kommt es uns vor, als würden wir selbst gefragt, und als antworte sie für uns. Der zögernde Blick von Justine begegnet dem Blick Milous. Sie sieht darin was sie sagen muß, um Frau Saurin zu gefallen.

« Ich habe mehr Appetit als frommen Sinn, gnädige Frau. »

Man lacht. Man verabschiedet sie durch eine Handbewegung, und man lacht noch nachdem sie schon fort ist. Milou ist stolz, als hätte er einen großen Erfolg davongetragen.

Und von nun an gehört Justine seinem Leben an, seinem eigentlichen Leben, das er in der unsichtbaren Welt führt, wo er groß und siegreich ist.

In Lespinasse schläft Milou nicht im Alkoven, wie in Montluçon, sondern im Zimmer seiner Mutter, in einem kleinen Bett.

Herr Raby bewohnt das anstoßende Zimmer, dessen Tür geöffnet bleibt. Um Mitternacht, nach drei Stunden Schlaflosigkeit, hält Milou es nicht länger aus:

« Mama?... Mama?.. »

«Was denn? »

« Mama, ich möchte dir etwas sagen. »

« Nun, so sage es mir. »

« Ich werde eine Fabel machen. »

« Eine was? »

« Eine Fabel. »

(Milou weiß genau, daß das, was er machen will, in dem *Poetischen Schatzkästlein* ein Gedicht heißt, aber das ist ein Wort, das er nie laut ausgesprochen hat, das ihm seltsam und hochtrabend vorkommt und allzu schön, und er fürchtet, daß seine Stimme zittert, wenn er es ausspricht.)

« Du willst eine Fabel machen? Und worüber? »

« Eine Fabel, die soll heißen: ‚Das unglückliche Hackmesser'. »

« Und deshalb weckst du mich? Du bist lächerlich. Wie stellst du dir denn ein unglückliches Hackmesser vor? Das ist einfältig. Schlafe endlich, das ist vernünftiger. »

Milou, der irgendwie, ohne genau zu wissen weshalb, fürchtet, seine Mutter werde einen Zusammenhang zwischen diesem Hackmesser und dem neuen Schäfermädchen herausfinden, verhält sich ruhig und bemüht sich die geplante Fabel zu entwerfen.

Aber die Worte, alle Worte der französischen Sprache stehen da, aufgereiht wie eine Armee, die ihm den Weg versperrt. Tapfer stürmt er auf sie zu und greift zuerst zwei oder drei Worte an, die er in der ersten Reihe sieht und die er gut kennt. Aber selbst diese stoßen ihn zurück. Und das ganze Heer der Worte umringt ihn, unbeweglich, undurchdringlich, hoch wie eine Mauer. Er versucht einen letzten Ansturm: Ach, Herr zu sein von nur hundert Worten und sie zu zwingen diese so wichtige Sache zu sagen, die er zu sagen hat! In einer letzten Anstrengung spannt er seinen Geist an, er strafft sich zum Zerreißen, es ist ein hoffnungslos verkrampfter Muskel, der schmerzt. Schnell erschlafft er und gibt das Unternehmen auf; niedergeschlagen, mit einer Art Ekel und dem Gefühl einer unermeßlichen Leere in seinem Innern.

Und da findet er ein Wort, das auf unerklärliche Weise alles in sich schließt, was die « Das unglückliche Hackmesser » betitelte Fabel ent-

halten hätte, und den Kopf unter dem Deckbett, die Hand über seinem Munde gerundet, flüstert er unhörbar:

« Justine... Justine... Justine... »

und schläft am Ende ein.

## V.

Unter dem Jauchzen der Engel ist soeben über der schwarzen und dampfenden Erde der Morgen aufgegangen; und Milou erwacht in dem luftigen Zimmer.

Um ihn herum ist alles hell, mit zarten, blauen Schatten in den Falten der weißen Gardinen. Aber plötzlich erfaßt ihn ein Unbehagen, wie wenn man sich am Abend gesund niedergelegt hat und des Morgens, beim Erwachen, ein Kratzen im Halse verspürt, und sich sagt: « Ich werde wieder verschnupft sein und Mama wird sich ärgern. » Nicht vom Halse rührt das Unbehagen her, sondern von einem Satz, der in ihm wiederhallt:

« Machen wir ihr das Leben unerträglich! »

Wie wird er es anstellen, um Julia davon abzubringen, Justine zu quälen? Was wird er sagen, wenn sie ihn fragen wird, warum ihm dieses Spiel keinen Spaß mehr macht? Er sucht vergebens nach Ausflüchten. Aber vielleicht wird im Augenblick des Antwortens ihm die Erleuchtung kommen. Trotzdem wäre es besser, wenn zuvor die Erde Julia verschlänge.

« Lieber Gott, lieber Gott, mache, daß sie gleich stirbt. »

Aber er hat Angst, sein Gebet sei schon erhört worden.

« Lieber Gott, ich flehe dich an, mache, daß Julia Devincet nicht stirbt! »

Aufgestanden beruhigt er sich ein wenig. Aber sein Entschluß ist gefaßt, er wird alles tun um zu verhindern, daß seine Justine von Julia gepeinigt werde. Im Notfall wird er Julia durch Fußtritte töten; und er schlägt kräftig aus nach den Flügeln des Toilettentisches.

## VI.

Der neunundzwanzigste August ist herangekommen, ohne etwas Besonderes herbeizuführen. Übrigens erfreut Milou sich des Besten, was man auf Erden haben kann: der Gegenwart des geliebten Wesens. (Er sieht Justine zweimal täglich, von weitem, wenn sie aufs Feld geht, und wenn sie hinter ihren Kühen von dort zurückkommt.)

Sein Geburtstag ist nurmehr ein Tag wie die andern.

Man hat ihm einen Kuß gegeben und ihm dabei gewünscht, recht artig zu sein. Seine Mutter hat ihn wieder einmal im Salon dem Bildnis von Herrn Saurin gegenübergestellt. Papa billigte es:

« Ja, das ist der vortreffliche Mann, den du dir zum Vorbild nehmen sollst. »

«Aber er wird ihm nie das Wasser reichen », fügt Frau Raby in einem Ton hinzu, der selbst den besten Willen der Welt entmutigen würde.

Zornbebend richtet Milou einen haßerfüllten Blick auf das Abbild des Stolzes der Familie, der Abgeordneter war und Gambetta kannte. Seitdem ihn seine Mutter, nach einem Auftritt, zwang, auf den Knien vor dem Porträt des Großvaters Abbitte zu leisten, betrachtet Milou den seligen Herrn Saurin als den verabscheuenswertesten seiner Feinde. Dabei macht er, der selige Herr Saurin, eingezwängt in seinen Überrock nach der Mode des zweiten Kaiserreichs, durchaus den Eindruck eines rechtschaffenen und vernünftigen Bürgers. Milou hält kühn dem Blick des Bildes stand. Schon längst hat er große Lust diese Augen, deren eines im Schatten liegt und ihn belauert, mit dem Federmesser von Julia Devincet zu durchbohren. Wenn aber Tränen und Blut aus der zerrissenen Leinwand fließen würden? Neben dem Porträt ist ein gerahmter Stich, der einen dicken, untersetzten Mann darstellt: Gambetta.

« Emile », sagt Frau Raby, « du mußt deinem Großvater versprechen ein Mann wie er zu werden, rechtschaffen und geachtet. Sag schön: ‚Lieber Großpapa, ich verspreche dir...‘. »

Etwas verlegen verläßt Herr Raby das Wohnzimmer. Milou sagt gehorsam die Versprechensformel auf. Aber sogleich fügt er hinzu:

« Und dem Erzdummkopf, was muß man dem versprechen? »

Gambetta ist ein Gott im Hause Saurin-Raby, ein Schutzgeist, dem ständig Weihrauch gestreut wird. Milou bekommt eine Ohrfeige.

Der Schlag hat ihm nicht sehr weh getan; aber welche Demütigung! Seine Mutter macht selten von dieser Art Züchtigung Gebrauch. Er wendet sich zu ihr um, in der Absicht sie zu töten. Aber schon ist sie hinausgegangen, die Wohnzimmertür ist zugefallen, und Milou bleibt allein unter den strengen Blicken von Herrn Saurin und Gambetta. Er weint nicht; senkt aber den Kopf und getraut sich nicht mehr die beiden Abgötter anzublicken; der Haß, den er in seinen eigenen Augen spürt, würde genügen, den Großpapa und den Tribun zu veranlassen aus ihren Rahmen herauszusteigen.

In einem Wirbel von Gedanken erinnert er sich, daß der Tribun während der Belagerung Paris in einem Luftballon verlassen hatte und auf diese Weise die feindlichen Linien hinter sich ließ. Milou sieht sich in den feindlichen Linien, eine Pickelhaube auf dem Kopf (und er ist stolz darüber). Sorgfältig nimmt er den Ballon aufs Korn. In der Gondel kann man den Tribun sehen, wie er, in Zylinder und Überzieher, eine große Rede an die Wolken hält. Der Schuß knallt, unvermutet, wie die Ohrfeige von Mama, und der Ballon stürzt durchbohrt zur Erde!

« Nieder die Republik! Hoch die Preußen! »

Der erste Ruf erschallt nur zögernd und gedämpft. Bald aber gewöhnt sich der Mund, die Schmähungen auszusprechen. Kühn geworden schreit Milou:

« Nieder die Republik! Es leben die Preußen! » ununterbrochen und mit der ganzen Kraft seiner durchdringenden Kinderstimme. Nach Verlauf von drei Minuten kann er vor Heiserkeit nicht weiter, doch hofft er zuversichtlich, daß alle Republikaner Frankreichs ihn gehört haben. Hierauf wirft er einen Blick der Verachtung, fast des Mitleids, auf Herrn Saurin und auf Gambetta, eben hat er alles was heilig ist mit Füßen getreten; diese Biedermänner flößen ihm keine Furcht ein!

Er zittert... Julia Devincet ist soeben in das Wohnzimmer eingetreten. Frau Raby hat ihr gesagt:

« Geh zu ihm und sieh zu, daß er sich zum Frühstück sehen lassen kann. »

Julia richtet den Blick ihrer länglichen, zärtlichen und heimtückischen Augen auf Milou und nähert sich ihm schnellen Schrittes:

« Herr Emile, Sie haben geweint. »

« Lügnerin, im Gegenteil, ich habe gelacht. Ich habe mir einen feinen Ulk geleistet! Stelle dir vor... »

In einem Atemzug berichtet er ihr seine Pläne; wenn er fünfzehn Jahre alt ist, wird er seinen Eltern fortlaufen, er wird sich in der preußischen Armee anwerben lassen und... »

«Wieder Ihre Dummheiten, Herr Emile! »

«Aber ich werde es tun, oh, du wirst sehen! »

Ohne ein Wort zu sagen, zieht sie ihn auf das Sofa, auf das sie sich gesetzt hat. Grollend läßt er sich darauf niederfallen.

« Ich bin Herrn Emiles nicht würdig. Ich bin die kleine Dienerin von Herrn Emile, die Tochter des Pächters seines Vaters, eine kleine Bäuerin... »

Er schaut sie an, etwas verdutzt über diesen ungewohnten Ton. Sie fährt mit leiser Stimme fort:

«Will der junge Herr sich herablassen und seiner kleinen Dienerin einen Kuß geben ?»

Und da er näherrückt, befiehlt sie:

«Auf den Hals. Schnell doch. Au, ich werde mir meine Haare selbst hochheben. Sie ziehen immer daran. Schnell, ehe jemand kommt.»

Unterhalb des kleinen Ohres berühren seine Lippen die weiße Haut, unter der eine zarte, blaue Ader klopft. Wie süß das ist! Er küßt sie nur ein einziges Mal und hat dabei Lust sie zu beißen. Sie ist so boshaft, diese Julia!

«Sie werden bemerken,» sagt sie, «daß ich Sie nicht küsse... Soll ich Ihnen ein Geheimnis sagen?»

«Ach, doch nur eine Lüge!»

«Nein, die Wahrheit selbst, ich schwöre es Ihnen. Und außerdem sehe ich nicht ein, warum ich Ihnen mein Geheimnis sagen soll.»

«Doch, sag es, ich will es, ich befehle es!»

«Ja, und dann werden Sie es Ihrer Mama wiedererzählen. Sie sind unglaublich dumm. Sind Ihre Eltern nett zu Ihnen, dann erzählen Sie ihnen alles, was Sie wissen, sogar wenn sie nicht danach fragen. Und hinterher wundern Sie sich, daß sie das ausnutzen, was Sie ihnen sagten, um Sie damit anzuöden. Ich sage ganz einfach meinem Vater nie etwas. Und er ist darum nicht unglücklicher! So zum Beispiel kam ich in diesem Winter darauf, die silbernen Bestecke in den Haferhaufen auf dem Speicher zu verstecken. Tagelang hat mein Vater sie gesucht. Alle Welt hat er im Verdacht gehabt. Und glauben Sie mir, ich brannte darauf ihm zu sagen wo sie sind. So dumm bin ich aber nicht. Wo Papa hinschlägt, sitzt es. Man gab das Suchen auf, und eines schönen Tages habe ich meinem Vater die Freude gemacht, daß ich ihm seine Gabeln wiederfand. So übe ich mich im Lügen. Wenn Herr Emile etwas bei sich behalten könnte, wüßte ich ihm oft eine Menge zu erzählen!»

«Aber dein jetziges Geheimnis?»

«Hören Sie, ich sage es Ihnen, und weinen Sie nicht mehr: Ich zerreiße Ihr Abzeichen.»

«Schon wieder dieser Blödsinn!»

«Das hat mehr Sinn als Sie.»

«Ach, ich möchte, ich hätte die Kraft dir zwanzigtausend Ohrfeigen zu geben!»

« Still! man ruft den jungen Herrn zu Tisch. Ich gehe in die Küche essen, dort ist mein Platz. Wenn Sie unglücklicherweise darauf verfallen sollten das große Geheimnis auszuplaudern, das ich Ihnen anvertraut habe, werde ich sagen, Sie hätten mir mit Gewalt einen Kuß gegeben, und ich hätte den Bankert dabei überrascht, Ihnen gemeine Worte beizubringen. Ach, es ist wahr, ich vergaß, Fräulein Justine ist unantastbar.»

« Zu Tisch, ungezogenes Kind », sagt Mama, die Türe öffnend. « Und bemühe dich, mir vor unseren Gästen keine Schande zu bereiten. Wahrhaftig, du kannst sagen, daß du dein neuntes Jahr gut beginnst, Taugenichts! »

« Gnädige Frau, » sagt Julia schüchtern, « ich habe Herrn Emile ins Gewissen geredet, ich habe ihm gesagt, wie gut seine Eltern zu ihm sind, er hat bereut und versprochen, Ihnen nie wieder Kummer zu bereiten. »

## VII.

Die Gäste von Lespinasse sitzen zur Mittagsmahlzeit bei Tisch und sprechen mit größerer Lebhaftigkeit als gewöhnlich; es ist Geburtstag, und jeder Tischgenosse hat vor sich, neben seinem großen Glas, einen Champagnerkelch.

Milou betrachtet von seinem Platze aus die Landschaft, die durch die beiden Fenster des Speisezimmers sichtbar ist; die Felder zwischen den niedrigen Hecken, den langgestreckten Hügel, den Kirchturm von Fleuriel zwischen den beiden Wäldchen. Das Land liegt vollkommen ruhig im Sonnenlicht; es feiert nicht die neun Jahre Milous. Weiß es auch nur, daß wir den neunundzwanzigsten August haben?

« Champagner zu Ehren unseres Erben », sagt Frau Saurin.

« Möge er niemals anderswo als in der Familie welchen trinken», sagt lächelnd der Herr Senator.

Milou hat schon den Auftritt im Wohnzimmer vergessen. Er ist sehr lustig, und als verwöhntes Kind legt er seinen schlechten Gewohnheiten keinen Zwang auf. Er stellt Fragen an die Eingeladenen und stützt seine Ellbogen auf den Tisch.

« Ihr Erbe ist keine Schlafmütze », sagt jemand.

« Und er ist ein Erbe, der erben wird », ruft Frau Saurin mit Stolz, diesem Stolz, der das Herz der Bürger bei Tische höher schlagen läßt, sobald sie an ihre Stellung denken, an ihre Einkünfte, an ihre Aussichten. Eine von all diesem Glück erfüllte Luft liegt, zugleich mit dem Duft des gebratenen Huhnes, über dem Tisch.

Der Senator erkundigt sich bei Herrn Raby nach Einzelheiten über die Erträgnisse der Gegend. Gibt es Unternehmungen, an denen man sich beteiligen könnte? Dann spricht man von Bergwerken, von Musterwirtschaften, von einträglichen Eisenbahnen. Herr Raby kommt auf die Stadt zu sprechen, die man nicht nennen kann ohne zu lächeln, wie wenn man in der Provinz eine schöne Frau von etwas lockeren Sitten erwähnt.

«Wir haben Riveclaire-les-Bains... »

Riveclaire... Dieser Name ruft in dem Kinde die Erinnerung wach an Parkidyllen, voller Licht und Schatten, wo Mazurkas erklingen, und wo in weiße Spitzen gehüllte Damen vorüberwandeln. Ihr Gesicht hinter ihrem Schleier ist schön wie das Paradies, und in ihren weißbehandschuhten Händen halten sie goldene Beutel und Taschen.

Das ist eine Stadt, die nur zu atmen, zu leben geruht, wenn das Dasein gut ist; sie erwacht im Frühling und lebt den ganzen Sommer im Schatten der Platanen. Man würde sich hier im Auslande glauben; in den Straßen sprechen die Leute unbekannte Sprachen, und am Abend singen vor den erleuchteten Terrassen der Häuser Neapolitaner La Francesa.

Nachts sieht man in den prächtigen Kurpalästen Frauen vorübergehen, mit nackten, bändergeschmückten Armen, deren zarter Körper mit einer Fülle von Blumen, Schmuck und Atlas bedeckt ist. An den Eingängen dieser Hotels und im Schatten dieser Parks trifft man Wesen, deren Züge man niemals vergessen möchte, und die man bis zum Tode lieben würde, wenn sie nicht unerreichbar wären und wie aus einer anderen Welt. Auf diesem rosa-gelblichen Sand haben die zierlichsten Füße Andalusiens ihren winzigen Abdruck hinterlassen. Nach diesen wiegenden Mazurkas haben an den Tagen der Kinderbälle die schlanken, englischen Mädelchen, mit den bloßen Knien unter ihren zu kurzen Röcken getanzt, und die kleinen Slavinnen, deren Aussprache dem rollenden Geräusche unseres Baches ähnelt. Und in der belebtesten Zeit waren die drei sehr jungen Töchter des Präsidenten der Republik Bolivia da, lieblicher als alles was man im Traume sieht, schön wie Heiligenbilder.

Milou sieht die großen Hotels wieder vor sich, in denen während der Sommernächte die Schönheit in Wohlgerüchen entschlummert. Es ist die sieghafte und grausame Schönheit, die reiche Schönheit, deren Anblick blendet und unser Herz sich zusammenziehen läßt. Hat man sie ein einziges Mal erblickt, so vergißt man sie nie mehr. Die bloße

Erinnerung an sie schmerzt. Milou flüchtet mit ganzer Seele zu den Gedanken an Justine.

Er bleibt unbeweglich auf seinem Stuhl, aber seine Seele ist ganz bei Justine, in den Händen von Justine. Und angesichts ihrer Augen, die schon so viel geweint haben, verscheucht er die Erinnerung an die schönen Ausländerinnen von Riveclaire, die im Schmuck ihrer blumenbekränzten Haare lächeln. « Justine, ich halte dich an der Hand. » Er wagt es kaum diese kleine, wunde Hand zu drücken, die das Hackmesser verstümmelt hat. Er faßt Justine am Handgelenk, das ist besser, und beide gehen zusammen zu Fuß auf den schönen, breiten Landstraßen Frankreichs. Sie ist müde, und er trägt sie auf seinen Armen. Sie ist hungrig, und er bettelt für sie auf den Bauernhöfen. « Ich werde dich nie genügend lieben für all das, was du erduldet hast; ich möchte all das leiden, was du erlitten hast, dann würde ich deiner würdig sein. »

Die Erwachsenen um Milou herum sprechen. Sie beschäftigen sich mit seiner Zukunft. Die Mahlzeit zieht sich in die Länge, und der Geruch des gebratenen Huhnes, vermischt mit dem der Liköre, bringt das Kind zur Verzweiflung. Herr Raby spricht und Milou gewährt der Stimme des Vaters Einlaß in die ihm eigene Welt.

« Bei dem Besitz, den ich ihm hinterlasse, wird meinem Sohn alles offen stehen. Gründliche juristische Studien und... »

« Ja, die Politik führt zu allem. »

«Auf jeden Fall ist er unseres Kreises sicher; nie würde man es wagen den Enkel von Saurin durchfallen zu lassen», sagt Großmama.

Milou blickt auf den Frieden der besonnten Landschaft in den beiden Fenstern; es ist wie die Gegenwart eines gleichmütigen und ernsthaften Wesens, aus der ein bitterer Trost erwächst.

Diese Herren, die ihm die Zukunft ordnen, erfüllen das Kind mit Abneigung. Er möchte sie beleidigen, sie ärgern, ihnen dann alle Schimpfworte sagen, die er kennt: Schwein, Dirne, Luder...

«Aber gewiß », sagt der Herr Senator, « gewiß doch, dank der Situation, die Herr Raby ihm schaffen wird, kann unser junger Freund eines Tages sehr wohl die Stellung des höchsten Justizbeamten der Republik bekleiden. »

« Oh, Minister mindestens, oder Gouverneur einer Kolonie », sagt Herr Raby.

« Geben Sie acht, es ist unrecht von Ihnen, vor diesem Kinde so zu sprechen; der Hochmut wird ihm noch zu Kopfe steigen. »

Milou lächelt verächtlich. Ihre Republik? Er hat sie diesen Morgen verleugnet. Und diese feinen Herren, die alle mehr oder weniger Gambetta gleichen! Er hält es nicht länger aus, er wird sich Luft machen.

« Jedoch, Justine, du hast ohne etwas zu sagen, alle Gewalttätigkeiten deines Brotherrn ertragen. » Von nun an wird Milou sich vorstellen, daß seine Eltern in Wirklichkeit Brotherren sind, die ihn entlohnen und ihn unglücklich machen. Er wird all ihre Freundlichkeiten zurückweisen. Er wird nie mehr in Zorn geraten, wie heute morgen, und was er auch hören mag, was ihm Kummer bereitet, wird er in sich verschließen, um mehr noch darunter zu leiden, « um ebensosehr wie du zu leiden, und aus Liebe zu dir, Justine. – Von heute an, denkt er, bin ich in Stellung. »

« Man fragt ihn nicht nach seiner Meinung », sagt der Herr Senator mit lautem Lachen. «Was willst du werden, wenn du groß bist, junger Freund? General oder Präsident der Republik? »

« Oder Gesandter? »

« Oder Mitglied der Akademie? »

« Ich », sagt Milou, « will Dienstbote sein! »

## VIII.

Es ist ein Morgen in der zweiten Septemberhälfte. Es ist mindestens eine Woche her, daß die Gäste Lespinasse verlassen haben. Der Himmel ist weniger hoch als im August, und die Sonnenstrahlen bleiben an den Abenden lange über den Wiesen liegen, bevor sie verschwinden.

Milou ist an diesem Morgen wie gewöhnlich aufgestanden. Und dabei ist es nicht ein Morgen wie die anderen für ihn; er hat beschlossen etwas Ungewöhnliches zu tun.

Er nimmt sich Zeit. Er muß den Augenblick wahrnehmen, an dem die Dienstboten beschäftigt sind, die einen in den Zimmern, die andern in den Ställen, und niemand sich in der Küche aufhält.

Dann ist es schnell getan. Das Hackmesser hängt gerade an einer Holzleiste, neben dem Abwaschtisch, auf den Milou seine linke Hand mit gespreizten Fingern flach hinlegt. Am Ringfinger hatte Justine sich verletzt. Milou zielt scharf, schwingt das Hackmesser in seiner rechten Hand und schließt die Augen.

Ein dumpfer Schlag, und seine zitternde Hand läßt das Hackmesser zurückfallen. Darauf öffnet er die Augen, und sein Blut quillt seinem

Blick entgegen. Es ist schrecklich, ein großer Einschnitt, ähnlich dem ihren. Aber es tut nicht weh. Das Blut fließt langsam, ruckweise. Justine wird es erfahren. Sie wird vielleicht denken:

« Sieh da, dem Sohn der Herrschaft ist dasselbe widerfahren wie mir und an demselben Finger derselben Hand. »

Aber besser wäre es, wenn sie nie etwas davon wüßte. Wenn sie, durch Zufall, erraten sollte...

Auf dem Abwaschtisch ist schon ein kleiner Bach von Blut; er folgt der geneigten Fläche und gleitet langsam in die eisenumfaßte Öffnung... Für gewöhnlich wäscht man Wunden aus. Die ihre wird wohl auch ausgewaschen worden sein. Milou nimmt, nur mit seiner rechten Hand, eine kleine Emailschüssel, stellt sie unter den Wasserhahn und füllt sie mit Wasser. Er taucht seine blutige Linke hinein und das kalte Wasser prickelt in der offenen Wunde.

In dem Wasser steigt das Blut empor, wie dichter Rauch in einer schweren Luft, die ihn herunterdrückt. Bald bildet das Blut auf dem Grunde der Schüssel einen schwärzlichen, öligen Niederschlag. Es ist zu viel. Milou erneuert das Wasser in der Schüssel, einmal, zwei- und dreimal, in Zwischenräumen von fünf Minuten.

Das Blut fließt ununterbrochen weiter. Jetzt hat Milou seine rechte Hand eingetaucht, und bald merkt er, daß er überall welches hat, auf seinem Gesicht, auf seinem weißen Kragen, auf der hellen Leinwand seiner Matrosenbluse... Und dieses Blut, das nicht aufhört zu fließen!

Er versucht seine Hand ein wenig zu bewegen, die in dem kalten Wasser erstarrt ist. Aber, was ist denn das? Noch einmal hebt er seine Hand und bemerkt, daß der Nagel des verletzten Fingers halb losgelöst von dem Glied herabhängt.

Da ergreift er entsetzt die Flucht und läuft in das Zimmer, wo in dem Frieden der heruntergelassenen Rouleaux seine Mutter stickt. Er tritt herein, ganz blaß, furchtbar anzusehen, gleich einem abgeschlachteten Kinde. Als Schlußszene einer Tragödie ist es ein Erfolg! Er hat noch gerade die Kraft zu sagen: «Ach, Mama, sieh doch, was mir beim Spielen mit dem Hackmesser zugestoßen ist!»

Die Decke senkt sich drehend herab und Milou schlägt lang auf den Fußboden hin.

## IX.

Die letzte Ferienwoche und die zweite des Oktobers ist herangekommen. Der Herbst macht sich auf der Hochebene von Lespinasse be-

merkbar. Ununterbrochen streicht ein kühler Wind flach über die Wiesen, quer durch die Hecken und die Weißbuchen und in den Wäldern. Der Himmel ist von einem harten und starren Blau. Die Gebiete des Schweigens breiten sich aus im Bourbonnais.

Eines Morgens findet Milou seine Anzüge vom vergangenen Winter wieder, wie man alte, treue Freunde wiederfindet. Er streichelt den dunklen und dichten Stoff und blickt dem kommenden Winter ins Auge. Unter dem Verband und dem schwarzen Lederdäumling ist sein Finger fast verheilt. Aber beinahe bedauert er, sich nicht auch die rechte Hand verletzt zu haben, da er gerade dabei war, denn nun beginnt wiederum die Ära der Unterrichtsstunden und der Aufgaben; der Lehrer sagt: « Und Ihr Diktat? » Und man antwortet, seinen verbundenen Finger zeigend: « Herr Lehrer, ich kann nicht schreiben. »

Herr und Frau Raby rüsten sich Lespinasse zu verlassen, wo Frau Saurin noch einige Wochen mit ihren Dienstboten bleiben wird. Man hat volle Koffer nach Montluçon vorausgeschickt. Milou ist es, als wäre man schon fort. Er lebt in Gedanken in den düsteren Räumen des Hauses in Montluçon. Dort richtet er sich ein herrliches Leben ein inmitten seiner Spielsachen und in Gesellschaft von Dembat, der kleinen Rose und der holden Schäferin Justine.

Denn es liegt nichts daran, daß Justine bis zu den Ferien des nächsten Sommers in Lespinasse bleiben und leben wird. Milou nimmt die Liebe mit fort, die er für sie hat, die Erinnerung an sie und ihr Bild in seiner unsichtbaren Welt. Und es ist sogar viel besser, wie wenn sie in seiner Nähe wäre; sie ist in ihm. Er sucht nicht einmal mehr ihr zu begegnen...

Und eines Morgens ist der Morgen der Abreise da. Bevor sie daran gehen die Schränke und die Schubfächer zu schließen, indes der Wagen hergerichtet wird, sagen die Erwachsenen zu den Kindern:

« Geht und spielt draußen. »

Und Milou und Julia Devincet gehen den Gartenweg herunter bis zum Wald. Schweigsam, denn der Wille der Erwachsenen ist das Verhängnis, das die Kinder trennt. Er ist bedeutsam an sich und sieht von Erklärungen ab.

Schließlich, um das Schweigen zu brechen, versichert Milou:

« Mein Finger ist fast heil. »

(Im Grunde ist es ihm gleichgültig.)

« Zeig ihn mir », sagt Julia.

Er nimmt den Lederfinger ab und entfernt den Verband. Man sieht,

reglos unter dem Kollodium, einen armen, zerquetschten, kleinen Finger ohne Nagel.

« Puh, wie gräßlich das ist!... Auf mein Wort, ich hätte Ihnen das nicht zugetraut, Sie kleines, verweichlichtes Muttersöhnchen. »

« Zugetraut... was? » sagt Milou, von Angst ergriffen, mit stockender Stimme.

« Rasch, verstecken Sie's wieder... Ja, die müssen Sie aber gern haben, diese Pockennarbige! »

Milou bleibt stehen und schwankt wie vom Blitz getroffen. Ein unsauberes Tier hat die Heiligkeit der Unsichtbaren geschändet.

«Wahrhaftig, verrückt, das ist es! Aber ich sage Ihnen, ich hielt Sie für zu verweichlicht. »

« Julia! Julia! Julia! Julia! »

Milou brüllt, um die abscheuliche, alles entweihende Stimme zu übertönen. Dann fleht er und droht:

« Schweig! Wenn du weiter sprichst, begehe ich etwas Fürchterliches. Ich steche dir ein Auge aus, oder aber ich greife mit der Hand unter deine Röcke! Schweige, willst du, daß ich dir Geld gebe, damit du schweigst? »

Aber er ist es, der, am Ende seiner Kräfte, schweigt.

« So ist's recht, beruhigen Sie sich, Herr Emile... Und keine Angst; ich bin die einzige, die darauf gekommen ist, und Sie wissen, daß ich nie etwas weitererzähle. Sehen Sie. Erst der Auftritt, den Sie mir machten, als Sie von einem Tag zum anderen darauf verzichteten, sie in Wut zu bringen. Das hat mir zu denken gegeben; ich wußte, daß Sie sie in der Zwischenzeit im Speisezimmer gesehen hatten. Schön. Und dann die Art, die Sie hatten, mit mir von ihr zu sprechen, wenn Sie sich den Anschein gaben ihren Namen vergessen zu haben, oder aber sie nicht zu erkennen, wenn sie vom Felde zurückkam und Sie eine Stunde am Fenster zugebracht hatten, um ihre Rückkehr abzupassen! Sie glauben wohl, daß das bei mir verfängt? Und das Hackmesser! »

« Julia! Julia! »

« Schön, fangen Sie nicht wieder an. Sie werden jedoch bemerkt haben, daß ich seit diesem ‚Unfall' sehr nett zu Ihnen gewesen bin, und ich habe Ihnen sehr brav Gesellschaft geleistet, während Sie Fieber hatten; ich habe nicht ein einziges Mal gesagt, ich zerreiße Ihr Abzeichen; und dabei hatte ich die größte Lust es zu sagen! Und dann der Vorfall in der vergangenen Woche. Die Kühe hatten geschwollene Euter, weil sie sich ins feuchte Gras gelegt hatten. Das hörten Sie von

anderen, und ich sagte Ihnen, daß sie dadurch bösartig würden und gefährlich zu melken. Daraufhin hat nun Herr Emile, dem rohe Milch widersteht, die Mutter Mussotte aufgesucht, um sich welche von ihr geben zu lassen. Und seinetwegen sind alle Kühe eine Stunde früher als gewöhnlich gemolken worden. Und Sie haben, ohne mit der Wimper zu zucken, eine Schale lauwarmer Milch ausgetrunken. All das, damit die ‚andere' keinen Tritt bekommt. Das ist klar! Ach, Sie würden das niemals für mich tun, für mich, die... oh!»

Und Julia beginnt plötzlich zu weinen.

« Du tust wieder so, als ob du weinst, Lügnerin! Du glaubst mich zu rühren. Aber ich mache mir nichts daraus; sieh, ich lache.»

« Oh », und Julia weint aus allen Kräften.

« Du tust nur so, du tust nur so! Und wenn du nicht aufhörst, gebe ich dir Faustschläge.»

Julia nähert sich Milou, lehnt sich an ihn, damit er ja ihren Körper spürt, den anhaltendes, tiefes Schluchzen erschüttert.

Mißtrauisch bewahrt Milou Schweigen.

Da sagt sie in einem Flüstertone:

« Und ich?»

«Was?»

« Und ich, werde ich mich denn nicht sehnen, ein ganzes Jahr, mein hübsches, kleines Herrchen wiederzusehen?»

«Ach geh, ich weiß genau, daß dir das ganz gleichgültig ist», sagt Milou mit zitternder Stimme. «Versprichst du mir wenigstens ihr nichts zu Leide zu tun, ihr nichts zu sagen von...»

In diesem Augenblick erreichen sie die Rufe Herrn Rabys:

« Milou! Milou! der Wagen – ist – bereit –»

Und sie laufen den Weg zurück, ohne ein Wort zu sprechen. Julia wischt sich die Augen mit der Schürze.

Atemlos bleiben sie vor der Freitreppe stehen. Der Wagen ist da; und von ihrer Dienerschaft umgeben überwacht Frau Saurin die Abreise. Justine fehlt, sie ist auf dem Felde, Vater Devincet bemüht sich eilfertig und schwerfällig.

«Nun, wir haben nur auf dich gewartet», sagt Herr Raby. « Leb wohl, kleine Julia, sei weiter recht artig... Vorwärts, Kinder, gebt euch einen Kuß; aber, Milou, macht man solch ein angewidertes Gesicht, wenn man ein Mädchen küßt? Da sieht man, du bist nie verliebt gewesen.»